

Interkulturelles Lernen und Lehren im Museum

Bernd Wagner

Seit einigen Jahren arbeite ich im Rahmen einer wissenschaftlichen Begleitforschung mit dem ethnologischen Museum in Berlin-Dahlem zusammen. Im Rahmen einer qualitativen Studie habe ich dort Kindergruppen kennengelernt, die die Ausstellung *Indianer Nordamerikas. Vom Mythos zur Moderne* als außerschulischen Lernort im Sachunterricht besuchen. Neben der Ausstellung habe ich auch Zugang zu den Aufbewahrungsräumen erhalten, zu denen die Schulklassen keinen Zutritt haben. Abgesehen von den gut 600 Ausstellungsstücken der 1999 wiedereröffneten Ausstellung befinden sich ca. 25.000-30.000 Sammelobjekte in einem nicht öffentlichen Sonderarchiv, zu dem nur begrenzte Zugangsmöglichkeiten bestehen. Der Großteil der ca. 150-180 Jahre alten preußischen Nordamerikasammlung ist nach einer wechselvollen Geschichte in einem abgetrennten Sonderraum aufbewahrt. Die Sammlung ist teils nach den preußischen Klassifikationen kategorisiert, teils nach diversen späteren Ordnungssystemen sortiert worden. Generell sind die Objekte im Archiv nur nach Voranmeldung zu besonderen Anlässen etwa zweimal im Jahr für wenige ausgewählte Besucher zugänglich.

1. Konservieren im Archiv – Objekte der preußischen Sammlungen Indianer Nordamerikas

Anfang des letzten Jahrhunderts sind viele der aufbewahrten Objekte zu konservatorischen Zwecken mit einem Insektizid behandelt worden und auch heute noch hochgiftig. Dies ist insbesondere irritierend, da die mehr als 200 Jahre alten, ausgesprochen gut erhaltenen archivierten Sammelstücke nur in vollgestopften Vitrinen und mit entsprechender Schutzkleidung betrachtet werden können. Die in der aktuellen Ausstellung gezeigten Exponate wurden aufwendig entgiftet und von Feinstaub gereinigt. Erst im Archiv jedoch erschließen sich die Intentionen der königlich preußischen Sammelleidenschaft und der eigens ausgerüsteten Expeditionen zum Aufkauf *originärer* Objekte.

Nicht nur das Streben nach Prestige, das der Besitz von Sammlungsstücken verleiht, war eine Triebfeder der Sammelaktivitäten. Die Preußischen Sammler wünschten die als wertvoll erachtete indianische *Kultur* für die Nachwelt zu erhalten. Die größtenteils angekauften, teils getauschten oder als Geschenk erhaltenen Objekte wurden im großen Stil zusammengetragen, weil ein Aussterben bzw. eine Vernichtung der *indianischen Lebensweise* befürchtet wurde. Die preußischen Sammler sahen sich als berufene Bewahrer eines imaginären Volksgutes und Erbes, zu dem sie wenige Zugänge besaßen und das sie mit europäischem Bias betrachteten, katalogisieren und konservieren ließen. Die aus königlichen Privatsammlungen entstandenen Museen sind nicht nur als „*Orte imaginärer Weltaneignung*“ (Kohl 2003) konzipiert worden. Gleichzeitig stellten sie die Bedeutung und Leistungen der sie hervorbringenden Gesellschaften heraus. Die kulturanthropologisch kritische Museumspädagogik greift diese Wechselwirkungen auf und beschäftigt sich mit Statusuntersuchungen und gruppenbezogenen Abgrenzungen. In meinem Beitrag möchte ich aufzeigen, wie eine vorsichtige Annäherung an archivierte, *fremde* Objekte, die verschlossen, *vergiftet* und bewahrt wurden, möglich werden kann. Es macht Sinn, in der aktuellen Ausstellung mehr Kontaktmöglichkeiten zu den archivierten Objekten zu schaffen. Die vollständige Sammlung zeigt Praxen kolonialer Machtausübung und Kontinuitäten eindimensionaler Repräsentationen auf, die sich in der aktuellen Ausstellung nicht erschließen lassen und besuchenden Schülerinnen und Schülerinnen zugänglich gemacht werden sollten. Gerade der integrative Sachunterricht kann diese mehrperspektivischen Blickwinkel auf *Sachen* fördern und Ausstellungsobjekte kritisch betrachten sowie diskursive Erfahrungen ermöglichen.

2. Vom Sammeln, Bewahren und Verschließen – Museen als Kontaktzonen?

Betrachtet man das umfangreiche Archiv der *Indianerausstellung* stellt man fest, dass das Bewahren der Objekte den Umgang mit diesen verkompliziert hat. Das preußische Ordnungs- und Archivierungssystem, die Art der vormaligen Präsentation der Ausstellungsobjekte ist nur noch ansatzweise erkennbar. Präferenzen, Sammellinien und *zusammengehörige* Stücke können nur eingeschränkt den vormaligen Sammlern zugeordnet werden. In der Regel werden sie nach Kauf-

expedition und Alter katalogisiert. Auch in der aktuellen Ausstellung bleiben viele Fragen unbeantwortet: Nach welchen Kriterien sind die heutigen Ausstellungsexponate aus der umfangreichen Sammlung ausgewählt und dann entgiftet worden? Sicherlich haben die Sammler selbst schon eine ihren Imaginationen entsprechende Vorauswahl der Objekte getroffen. Aber, wie verhält sich die für die 1999 eröffnete Ausstellung vorgenommene nachträgliche Auswahl zu den in der Sammlung angelegten Strukturen? Meines Erachtens lohnt es sich, über die Leerstellen, die nicht gezeigten, im Archiv verschwundenen Objekte nachzudenken. An ausgelassenen Objekten können vorherrschende Diskurse sichtbar gemacht werden. Das macht Archive zu Orten, in denen Kontaktaufnahmen zwischen Menschen aus verschiedenen Zeiten oder geographischen Regionen trotz andauernder Ungerechtigkeit, Machtasymmetrien und Exklusionsdynamiken möglich werden. Solche Kontaktsituationen sind in Museumskonzepten zu finden, in denen beabsichtigt wird, Besuchende zu *befremden*. Archive, in denen zeitliche Überlagerungen sichtbar werden, können ein solches Befremden hervorrufen und Situationen des Eingedenkens herstellen, wie sie von Walter Benjamin beschrieben worden sind. Ethnologische Museen wurden Ende des 19. und im frühen 20. Jahrhundert als Orte der Sehnsucht nach einer exotischen Ferne konzipiert. James Clifford (2003) hinterfragt diese herkömmliche Museumsinszenierung in Anlehnung an Mary Louise Pratts *contact zones* (1993, 1995). Er fordert, Ausstellungen als *Kontaktzonen* umzudisponieren, in denen interaktive Dimensionen postkolonialer Begegnungen möglich werden.¹

Meiner Erfahrung nach nähern sich besuchende Kindergruppen den Objekten der Ausstellung spielerisch an und überprüfen ihr *Indianerbild*. Häufig kommen die Schulklassen schon kostümiert in die Ausstellung und bringen festgelegte Vorstellungen indianischer Lebensweisen mit ein. Sie freuen sich darauf, Tomahawk, Mokassin und andere Accessoires, die ihnen als Spielrequisiten zur Verfügung stehen, wiederzuerkennen. Sehr bald bemerken sie, dass sie nur einen Ausschnitt indianischer Lebenswelten kennen und dieser auch nur eingeschränkt stimmig ist. Das ist erfahrungsgemäß eher für die Eltern als für die Kinder problematisch. Eltern beschwerten sich relativ häufig darüber, dass die Ausstellung

¹ "... contact zone is an attempt to invoke the spatial and temporal copresence of subjects previously separated by geographic and historical disjunctures, and whose trajectories now intersect" (Pratt 1992, S. 7).

den Erwartungen, Indianer Nordamerikas vorzustellen, nicht gerecht werde und Kinder mit widersprüchlichen Darstellungen überfordere. Vielleicht sind es vornehmlich die Erwachsenen, die auf kohärente Abgrenzungen Wert legen und Widersprüche zwischen europäischen Projektionen und ethnologischen Erkenntnissen zu nivellieren suchen.

Die Kindergruppen nähern sich unbekanntem Objekten an, versuchen sie spontan spielerisch einzubeziehen, körperbezogene Kontakte herzustellen und handelnde Bedeutungen zu vermitteln. Im performativen Spiel² werden Asymmetrien und Bedeutungskontexte verhandelt, die Pratt als konstitutiv für Kontaktzonen ansieht. Kinder experimentieren mit Bewegungsformen, Raumsituationen, Gegenständen, Geräuschen, Licht/ Schatten und Spielpartnern. Sie spielen nicht nur bekannte Rollensequenzen, sondern agieren nach im Stehgreif erfundenen Handlungskonzepten. Performative Körperbilder werden hervorgebracht und situativ an Räume, Ausstellungsobjekte sowie Spielpartnerinnen und -partner angeschlossen. Die Objekte werden mit neuen Bedeutungen belehnt, die von gängigen Erklärungs- und Kategorisierungsschemata abweichen können. Vorherrschende europäische Projektionen werden im Kontext der individuellen, kindlichen Inszenierungsformen hinterfragt. Die Objekte der Ausstellung, hölzerne Tanzmasken, Musikinstrumente,... usw., laden zu performativen Auseinandersetzungen ein. Die entstehenden Spielmomente können museumspädagogisch aufgegriffen und im Sachunterricht fruchtbar gemacht werden. Dies leistet einen Beitrag zu einer mehrdeutigeren Rezeption indigener Objekte.

Stephen Greenblatt hat am Beispiel von Reiseliteratur bearbeitet, wie die *Neue Welt* in Europa vorgeführt worden ist. Die europäischen Eindringlinge unterwerfen die indigene Bevölkerung und beschreiben sie in ihren literarischen Selbstzeugnissen in ihnen genehmen Stereotypen: exotisch-verwunderlich oder abstoßend-roh. Sie stellen sich selbst nicht in Frage, ihr Zugereist-sein bzw. ihr Status als *fremder Gast*, der ihnen von der indigenen Bevölkerung eingeräumt wird, wird nicht zum Gegenstand der Reflexion (vgl. Kuppermann 1980). Nur unter dem Druck unüberbrückbarer Widersprüche wird das europäische Repräsentationssystem von den Entdeckern leicht modifiziert. Fremdheit und Differenz wer-

² Grundlegende Überlegungen zu Lernenden als performativen Akteuren sind im Rahmen des DFG Sonderforschungsbereichs Kulturen des Performativen entwickelt worden (Wulf u.a. 2001). Performative Lernformen werden als inszenatorische, soziale Handlungspraxen im

den von den europäischen Eroberern nicht berücksichtigt, sie implementieren ihre Vorstellungen und Zeichensysteme, indem sie bildliche und textliche Darstellungen produzieren, die der alten die neue Welt erklären und in der neuen Welt erbarmungslos durchgesetzt werden. Fremde existieren nur als *leeres Zeichen*, als *Chiffre* (Greenblatt 1994, S. 98), sie werden von den europäischen Entwürfen gefangen genommen und erst viel später entdeckt. Greenblatt postuliert, dass sich im Erstkontakt zwischen *Alter und Neuer Welt* die Repräsentationstechnologien und -objekte konfrontativ gegenüber stehen mussten. Ein Erfahrungsaustausch wird nicht möglich, da die Repräsentationen im jeweiligen Verstehenshorizont der *beschenkten* Gruppe nicht kontextualisiert werden können. Die Austauschgaben zensierter und formalisierter Repräsentationen mit den dazugehörigen Objekten rufen eine „*mimetische Zirkulation*“ (Greenblatt 1994, S. 183f.) hervor. Diese Zirkulation von Repräsentationsformen erlaubt nur eindimensionale Kommunikationsformen, die reziproke Beziehung zwischen den Interaktionspartnern scheitern lassen. Gleichwohl lassen die Repräsentationspraxen der europäischen Eroberer Rückschlüsse auf ihre Selbstwahrnehmung und die darin implizite Stellung von Fremden zu.

Auch mehr als 500 Jahre nach der Entdeckung und Eroberung Amerikas gestaltet sich die Beziehung zwischen repräsentierten Objekten in ethnologischen Museen und den betrachtenden Schulklassen als größtenteils eindimensionaler Dialog. Postkoloniale Einflüsse in Geschichte und Repräsentationen Europas werden im deutschen Schulsystem wenig reflektiert. Die Schülerinnen und Schüler sind z.B. mit Spielzeug und Filmen aufgewachsen, die bestenfalls Klischees oder Stereotypisierungen zu indianischen Lebensgewohnheiten in den verschiedenen Kulturarealen Nordamerikas vermittelt haben. Ethnologisch falsche Zuordnungen halten sich hartnäckig und werden in der Spielzeug- und Filmindustrie reproduziert. So sind z.B. nie *Totempfähle* von den nomadisierenden Indianerstämmen der Prärien oder Plains aufgestellt worden. Die aus Filmen bekannten Wappenpfähle markierten vom Wasser aus zu erkennende Familienwohnsitze der vom Fischfang lebenden indianischen Völker der Nordwestküste (Bolz 1999). Erst europäische Projektionen haben Markierungen von Familienbesitz geographisch verschoben und zu Folterhilfsmitteln stilisiert. In einem als Kontaktzone verstandenen Museum können diese *Umdeutungen* thematisiert und auf

Sinne Judith Butlers beschrieben, die sich z.B. in der Auseinandersetzung mit musealen Objekten manifestieren.

die persönliche Lebenserfahrung der Schülerinnen und Schüler bezogen werden. Im Konzept der aktuellen Ausstellung werden europäische Projektionen auf Indianer Nordamerikas berücksichtigt. Stereotype Traditionen eines europäischen Blicks auf den *edlen/ bösen Wilden* werden mit den besuchenden Klassen im ersten Ausstellungsraum bearbeitet. Insbesondere Vitrinen mit Playmobilspielzeug und Kinderbücher dienen der persönlichen Reflektion über europäische Indianerbilder. In diesem Kontext wäre es wichtig, über die historische Genese der Ausstellung und die preußischen Sammelleidenschaften aufzuklären. Die Objekte haben keinen authentischen Status als Gebrauchsobjekte nordamerikanischer Indianer, wie die museale Inszenierung bisweilen suggeriert, sondern sind im Kontext einer preußischen Sammlung in europäische Bedeutungszusammenhänge eingebettet worden. Dies wird anhand der der preußischen Expeditionen und einiger Beispiele für den europäischen *Indianerkult* am Ende des 19. Jahrhunderts in der Ausstellung kurz aufgegriffen.

Die Auswahlkriterien der Kuratoren werden für die im Vergleich zum umfangreichen Archiv wenigen Ausstellungsstücke nicht sichtbar gemacht. In der Ausstellung ist auch kein Archivkatalog einsehbar, so dass die archivierten Objekte den Besuchergruppen verschlossen bleiben. Diese Kontextualisierungen sind, um noch einmal mit Greenblatt zu argumentieren, notwendig, um ein weitergehendes Verständnis der zusätzlichen in Europa verliehenen Bedeutungen zu entdecken. Dies kann zu *moments of wonder* und zu Aushandlungen neuer Identitätskonstruktionen von Kindern führen. Ausstellungsobjekte nicht nur im Rahmen festgelegter Klischees wahrzunehmen, widersprüchliche Bedeutungszusammenhänge zu erfahren, führt zu Konflikten mit gängigen Einordnungsschemata, die auch auf persönlicher Ebene verunsichern. Von diesen Auseinandersetzungen geprägte Begegnungsmomente schaffen nach Pratts Verständnis Kontaktzonen, die Besuchende aktivieren und Sammelstücke in ihren widersprüchlichen Bedeutungszuweisungen erlebbar machen. Gerade die Widerständigkeit zu gängigen Identitätskonzeptionen entfaltet Bildungsanlässe (Marotzki 1990). Kontaktzonen in ihrer verstörenden Ambivalenz erlauben Differenzwahrnehmungen und können einen interpretationsoffeneren Verhandlungsraum *Museum* bereitstellen, in dem Projektionen und Abgrenzungen hinterfragt werden.

3. Annäherungen an archivierte, *fremde* Objekte: Kontaktzonen im Dritten Raum?

Homi Bhabha entwickelt im Kontext postkolonialer Diskurse die Denkfigur des Dritten Raumes, den er als hybriden Erfahrungsraum bezeichnet, in dem Identitäten ausgehandelt werden. In diesem Raum sind Differenzwahrnehmungen ohne strenge Hierarchisierung möglich, Perspektiven für hybride Identitätsbildungen entstehen. Bhabha (1998) sucht mit dem Dritten Raum ein Konzept des interkulturellen Dialoges, das abseits von Exotik und kultureller Diversität einen Zugang zur Hybridität von Kultur ermöglicht. In diesem Verständnis erschüttern Fremdheitserfahrungen Abgrenzungen, was zu verunsichernden Erfahrungen des Fremdwerdens von bislang scheinbar Vertrautem führen kann. Grundlage von Bhabhas Konzept des Dritten Raums ist die bereits von Stuart Hall (2004) vertretene These, dass kulturelle Identitäten einem vielseitigen Aushandlungsprozess unterliegen. Hall spricht von kulturellen Hybridbildungen in westeuropäischen Gesellschaften. Hybridität bezeichnet Hall als eine komplexe Übersetzungslogik, d.h. nicht eine einfache Aneignung oder Anpassung kultureller Muster, sondern eine Einbeziehung mit Veränderungen im Referenzsystem der adaptierten Normen und Werte. Die Generation und Traditionsbildung von kulturellen Gewohnheiten erfolgt nach Hall im Rahmen von medialen Auseinandersetzungen und gesellschaftlichen *Arenen*, in denen Deutungsmuster verhandelt werden und zu denen ein partizipativer Zugang der Akteure gewährleistet sein muss. Deutungsmuster werden in öffentlichen Auseinandersetzungen artikuliert und hybride Formen kultureller Praxen werden erzeugt bzw. erzwungen. Eigenes und Fremdes entstehen nicht unabhängig voneinander, sondern werden in Wechselwirkungen dynamisch ausgebildet. Differenzenerfahrungen befinden sich an Orten *chaotischer Verhandlungen* (Bhabha 1994), in seltsamen Zeit-Räumen, wo die scheinbar gegebenen Unterschiede verschwimmen und ineinander übergehen. Bhabha macht deutlich, dass in Staaten mit kolonialer Vergangenheit staatsbürgerliche Aufnahmeverfahren mit dem Anspruch auf kulturelle Assimilation gekoppelt sind. Nicht Feststellungen von Fremdheit stören nach Bhabha den hegemonialen Blick, die hybride Unsichtbarkeit, das „*almost the same but not quite*“ (Bhabha 1994, S. 86). Vielmehr irritieren unerwartete *Gegenbilder*, z.B. selbstbewusste Amerikanerinnen und Amerikaner indianischer Herkunft, die nicht schamanische Riten oder ökologische Reitferien anbieten, sondern um eine berufliche Karriere konkurrieren.

Bhabhas *Dritter Raum* liegt nicht zwischen zwei Kulturen, sondern zeigt dynamische Verschmelzungen und Überlagerungen im Kulturkontakt. Solche Momente stellen eindimensionale Differenzkonstruktionen in Frage und lösen Krisen der hegemonialen Repräsentation aus. Bhabhas Überlegungen gehen über die Idee der möglichen Koexistenz in Pratts *contact zones* hinaus, die Clifford für den museumswissenschaftlichen Diskurs fruchtbar gemacht hat. Sie betonen Verunsicherungen, Bewusstwerdungsprozesse von Einschreibungen und erneute identitätsbildende Verschmelzungsprozesse. In Bhabhas Sinne bietet das Archiv der Ausstellung die Möglichkeit, sich mit dem hegemonialen Anspruch der preußischen Sammler und ihren konservatorischen Verfahrensweisen auseinanderzusetzen. Kontinuitäten und Brüche, auch in der 1999 neugestalteten Ausstellung, sind Themen der Auseinandersetzung. Die Objekte tragen museale Verwaltungsmerkmale und können über die preußischen Machtansprüche Auskunft geben, bzw. eurozentrische Deutungen mittransportieren. Diese Auseinandersetzung für die besuchenden Schulklassen zu ermöglichen, ist ein museumspädagogisches Desiderat. Mein Plädoyer soll nicht als Aufforderung verstanden werden, Schulklassen giftigem Feinstaub im Archiv selbst auszusetzen. Etwas *Unheimliches* wird den schwer zugänglichen Objekten weiterhin anhaften. Dennoch können die ausgelassenen Objekte etwa in Form eines Archivkataloges in der Ausstellung berücksichtigt werden – als Teil der Sammlung und preußischen Sammelwut, als nicht kompatibel zu Kriterien, die die aktuelle Ausstellung konstituieren. Wünschenswert wäre, wenn die Archive nicht einfach vergessen, sondern in der Ausstellung erfahrbar und in den Kontext europäischer Indianer-Imaginationen eingeordnet werden könnten.

Besuchende Schülerinnen und Schüler bekommen so die Möglichkeit, individuellen Kontakt zu indianischen Alltagsobjekten und europäischen Deutungsmechanismen herzustellen. Fragen nach europäischen Bias und stereotypen Zuschreibungen sind unvermeidlich. Diese fördern nicht nur ein historisches Verständnis, sondern bieten auch Anlass, hybride Einschreibungen zu reflektieren. Das *Chiffre* Indianer Nordamerikas, das einen Aspekt ihrer europäischen Identitätsbildung betrifft, kann für Schülerinnen und Schüler einsichtiger und hinterfragbarer werden. Vielleicht können Besuchende im Zuge der Kontaktzone zu den ausgestellten und archivierten Objekten eine spielerische *Zwiesprache* herstellen. Eine solche Kontaktaufnahme ist in Museumszonen möglich, die verwundern, irritieren und es wagen, ihre Objekte in widersprüchlichen Diskursen und Machtverhältnissen zu zeigen. Somit den Anspruch einer authentischen

Miniatur indianischer Lebenswelten aufgeben und Klischees im *Kulturkontakt* bearbeiten. Für performative Auseinandersetzungen sind konkrete Spielrequisiten sinnvoll, die nicht den Nimbus des Authentischen benötigen. Diese können von der Museumspädagogik in Bezug auf vorhandene Objekte im Archiv entwickelt werden. Kindergruppen werden so angeregt, Kategorisierungen neu auszuhandeln und selbst nachzudenken. Zum Beispiel über den Beitrag der Nordamerikasammlungen zur Konstitution eines souveränen und überlegen europäisch-kolonialen Selbstbildes, oder zur Idealisierung einer Lebensweise, die als nah an der Natur imaginiert wird. Im Rahmen der Vor- und Nachbereitung im Sachunterricht sowie während des Museumsbesuches plädiere ich für einen pädagogischen Stil von Lehrenden, der Kindern Freiräume im spielerischen Umgang mit museumspädagogischen Objekten lässt, den eurozentrischen Bias der preußischen Indianersammlungen thematisiert sowie Klischees im Kulturkontakt sichtbar macht.

Literatur

- Bhabha, H.-K. (1994): *The Location of Culture*. London.
- Bhabha, H.-K. (1998): Dazwischen, daneben, danach. Interview von Christian Höller. Springerin. Hefte für Gegenwartskunst, Bd. 4, H. 1. S. 35-37.
- Bolz, P. (1999): *Indianer Nordamerikas: die Sammlungen des Ethnologischen Museums Berlin*. Ausstellungskatalog. Berlin.
- Clifford, J. (2003): *Museums as Contact Zones*. In Green, R.: *Negotiations in the Contact Zone/ Negociações na zona de contacto*. Lissabon, S. 277ff.
- Greenblatt, S. (1994): *Wunderbare Besitztümer – Die Erfindung des Fremden*. Reisende und Entdecker. Berlin.
- Hall, S. (2004): *Ideologie, Identität, Repräsentation*. Hamburg.
- Kohl, K. (2003): *Die Macht der Dinge. Geschichte und Theorie sakraler Objekte*. München.
- Kuppermann, K. (1980): *Settling with the Indians. The Meeting of English and Indian Cultures in America 1580–1649*. New York.
- Marotzki, W. (1990): *Entwurf einer strukturalen Bildungstheorie. Biographietheoretische Auslegung von Bildungsprozessen in hochkomplexen Gesellschaften*. Weinheim.
- Pratt, M.-L. (1995): *Arts of the Contact Zone*. In: Bartholomae, D.; Petrofsky, A.: *Ways of Reading*. New York, S. 179-198.
- Pratt, M.-L. (1993): *Criticism in the Contact Zone: Decentering Community and Nation*. In Bell, S. (Hg.): *Critical Theory, Cultural Politics and Latin American Narrative*. South Bend, Illinois, S. 83-102.
- Pratt, M.-L. (1992): *Imperial Eyes: Travel Writing and Transculturation*. London/ New York.
- Wulf, Ch.; Göhlich, M.; Zirfas, J. (Hrsg.) (2001): *Grundlagen des Performativen*. Weinheim.

